Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 48

Artikel: Das Gespräch des alten Wendland mit dem Teufel [Fortsetzung]

Autor: Diers, Marie

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646493

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Gespräch des alten Wendland mit dem Teufel. 2

Novelle von Marie Diers.

Nun aber fuhr ein Zorn zwischen die Leute, und sie wollten ihren Pastor wieder in Reih und Glied haben wie zuvor, denn in allen Häusern lagen Leichen, und die Seuche ließ durchaus noch nicht nach. Auch der alte Schulze war tot, aber seinem Sohn, dem rotharigen Timm, der jetzt Schulze war, schien nichts anzukommen, auch seinem jungen Weibe nicht, seinen kleinen Kindern und seinem Vieh. Das war alles wohl, rund und unversehrt. Der Timm rühmte sich sogar dessen am Wirtshaustisch, schwenkte das volle Glas und rief mit spottendem Gelächter, sie sollten nur alle fleißig beten und zur Kirche laufen und sich die Krankheit in den Kleidern mitnehmen; man sähe ja am Pastor, wie der liebe Gott helfe. Jetzt heule er, weil er selber die Prügel bekomme, die er anderen sonst gäbe, und sein lieber Gott habe sich versteckt. Hier, hier der Schnaps, das sei ein besserer Helfer und Heiland! Der Mann, der zum Schnaps bete, sei mitsamt seinem Hause gegen die Seuche gefeit. —

Da liefen die Leute in vollem Entsetzen vor des Pastors Haus, schlugen zur Nachtzeit mit Stöcken gegen die Tür und verlangten, daß er herauskäme und ihnen helfe. Dann stand er plötzlich zwischen ihnen und ging bei unsicherem Mondlicht in windgepeitschter Nacht ihnen voran zur Kirche, schloß sie auf und trat herein. Ueber die Menge fiel die Angst, sie wollten nicht mit in die halbdunkle Kirche und blieben verzagt draußen stehen. Da plötzlich schütterten über ihnen Glockenschläge durch die Luft. Der Alte war in den Glockenturm gestiegen und schwang die Seile. Schwer und drohend wie Feuerlärm dröhnten die Glocken übers Dach. Da vermochten sie nicht mehr draußen zu stehn, sondern drangen ein, setzten sich aber nicht auf ihre Plätze, sondern scharten sich um den Altar, auf den ein schattenhafter, zuweilen durch Wolken verwischter Streif des Mondlichts fiel.

Der alte Wendland stand aufgerichtet zwischen ihnen und betete in lauten, mächtigen Stößen. Die Schwäche hatte ihn verlassen und einer wilden Kraft Platz gemacht. Aber den Lauschenden erstarrte das Blut. Es war ein Beten, wie es noch keiner vernommen hatte, dessen Fuß diesen Boden trat. Es war ein Beten, wie sie selber zu ihm gebetet hatten vorhin, als sie mit Stöcken an seine Haustür schlugen: ein ungestümes, ungeheuerliches Fordern und Trotzen. So schlug er mit Stöcken an Gottes Tor, daß er komme und sich seinen Kindern zeige, und daß er sich verantworte, weil er die ins Elend stoße, die ihm gedient hatten ihr Leben lang, und die mit Gedeihen und Wohlfahrt kröne, die ihn lästerten und seine Treue höhnten. Denn was jetzt walte im Lande und hier in den Häusern, das sei nicht Gottes, sondern das sei des Teufels Regiment. Und sie wollten wissen, ob er dies Regiment zerbrechen könne. Wenn ja, dann solle er ein Zeichen geben, daß das Sterben stillstehe, und er solle die Sonne aufgehen lassen mitten in der Nacht. Wenn er aber nichts vermöge und nichts könne gegen den Widersacher und die Herrschaft an ihn verloren habe, dann möge er nur schweigen und die Finsternis stehen lassen über dem Lande.

Danach verstummte er, und eine atemlose Stille lag über der in wilder Furcht auf den Steinfliesen hingeworfenen Menge. Das Mondlicht war von einer Wolke verschlungen. Wie ein schwarzer, regloser Block stand des Geistlichen lange, dunkle Gestalt im Altarraum.

Das Schweigen dauerte an. —

Da taumelte aus der Menge ein Mann empor, ein dürrer Bauer von der Heideecke, dem zwei Kindersärge im Hause standen. Der warf die beiden Arme empor und schrie mit heiserer Stimme in das Todesschweigen hinein: „Jetzt weiten wi Bescheid! Gott is dot, un de Düwel regiert die Welt —"

Da stürzte mit wirrem Schreien alles in die Nacht hinaus.

Noch nicht vier Stunden später, als eben der erste Frühschein über den Feldern lag, fuhr ein rascher Wagen ins Dorf. Es war der Doktorwagen aus der Stadt, der Wagen jenes Arztes, der die jüngste Pastortochter geheiratet hatte. Aber es war kein Doktor darin, denn der lag selber schon, ein Opfer seines Berufs, unter der kühlen Erde, und seine junge Witwe, die Schönste aller Schönen, flüchtete mit ihrem kleinen, kranken Kinde nicht an einen Rettungsort, denn den gab es nicht mehr, aber an das Herz des Vaters, daß er helfe und das Kindchen vor dem Würgengel schütze.

Wie sie zu ihm kam und ihm den Kleinen, der ihre lieben, blonden Haare, ihre süßen Augen und sogar ihren kleinen Küssemund hatte, in den Arm legte und ihn so herzbeweglich bat: „Vater, hilf du uns doch, wenn's niemand mehr kann —", da sprang es dem Alten rot vor die Augen, und die Zähne knirschten ihm im Munde. „Es wird noch eine Hilfe geben, Tochter —" sagte er, gab ihr das Kind zurück und ging hinaus. Sie aber sah ihm bange nach, denn er kam ihr seltsam vor, seine Stimme fremd und sein Blick, und einen Augenblick rührte es sie kalt an, als sei das eben gar nicht ihr Vater gewesen, zu dem sie gesprochen hatte. Sie sah ihn den ganzen Tag nicht mehr bis zur folgenden Nacht, und keiner im Dorf sah ihn. Ihr Kindchen rang schwer mit der Krankheit in ihrem Schoß.

Wo er an diesem Tag bis zur einbrechenden Nacht gewesen ist, weiß kein Mensch, vielleicht weiß er es selber nicht. Etwa daß ihn der, mit dem er in Verhandlung treten wollte, mit seinem roten Mantel zudeckte vor der Menschen Augen. Denn der alte Wendland war noch nicht bereit für das Unterfangen, zu dem er sich entschlossen hatte, und zu dieser Vorbereitung brauchte er eine abgrundtiefe Stille und Abgesondertheit.

In der elften Stunde der Nacht darauf war er dann auf dem Wege in den Ottstetter Wald, wo der Aberglaube die Gehängten des ganzen Landes in jeder Freitagnacht ihre Sitzung abhalten und Beschlüsse fassen läßt. Aber es war keine Freitagnacht, und mit dem Aberglauben durften die Brakeberger dem alten Wendland schon lange nicht mehr kommen.

Heute war kein Mondschein. Nur ein matter Schein lag über den Feldern und der schwarzen Waldwand, die sich entgegentürmte. Sein Schritt war fest und sein Herz still wie ein Stein.

Zwanzig Schritt hinter dem Waldesrand hörte jedes Licht auf. Er stolperte ein paarmal über Wurzeln, lief gegen einen Baum; schon befürchtete er, den Weg nicht zu finden. Indessen ein unbeirrbares Gefühl leitete ihn, und er kam, gerade als es vom fernen Dorf her elf schlug, an dem Kreuzweg an.

Wie er sich eben noch besann, ob er etwa laut rufen sollte, stand schon ein Mann vor ihm. Aber der sah vollkommen anders aus als er geglaubt hatte. Nicht eine Spur von etwas Besonderem war an ihm. Kein feuerroter Mantel, kein spitzer Hut, und da er ihm, dem Wendland, noch einen Schritt höflich entgegentrat, sah er auch ganz genau, daß er nicht einmal hinkte. Das alles wunderte ihn schon, aber noch viel mehr, daß der Mann so aussah wie ein Brakeberger Bauer, wenn's Sonntag ist. Nicht schlechter, aber auch nicht besser. Denn nun hatte doch der Pastor gemeint, er werde sich ihm als feiner Herr zeigen.

Aber dann plötzlich, trotz allem Vorangegangenen, faßte ihn doch ein Grauen, das ihm wie ein kalter Guß über den Rücken lief, und das war wegen zweierlei: erstens, daß er, während es doch so finster war, daß man die Hand vor Augen nicht sehen konnte, diesen Mann Zug für Zug sah, und zweitens, daß es überhaupt bloß der rote Timm, der Schulze von Brakeberg, war. (Schluß folgt.)